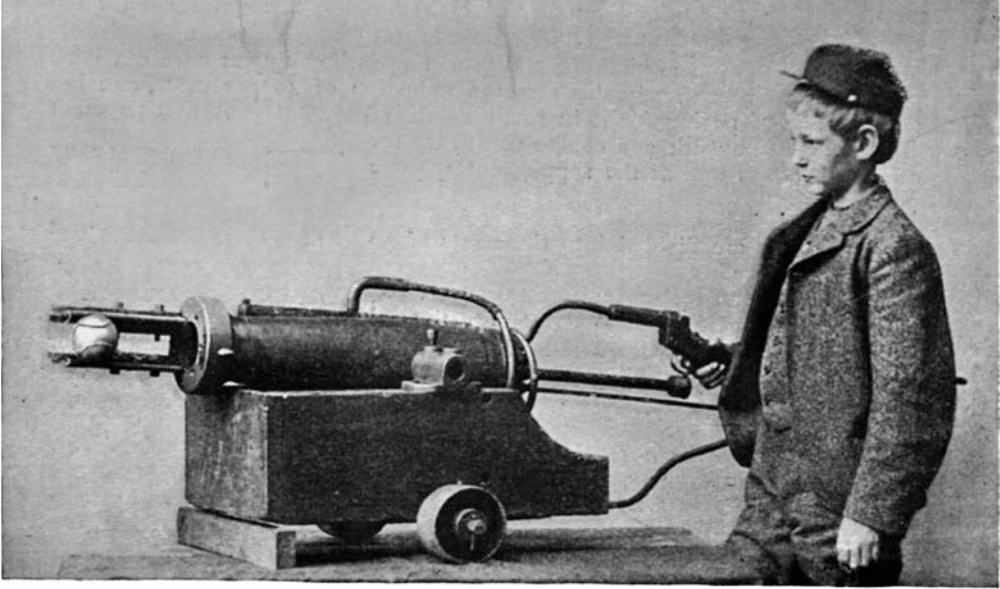


Edward Brooke-Hitching

# Enzyklopädie der vergessenen Sportarten

Aus dem Englischen übertragen  
von Matthias Müller

**liebeskind**



MECHANICAL PITCHER—EXPERIMENTAL FORM.

Hintons Baseball-Kanone, Abbildung aus *Harper's Weekly*, 20. März 1887.

## BASEBALL MIT KANONE

Der vergessene Revolutionär des amerikanischen Baseballs war eigentlich Engländer. Charles Howard Hinton war ein brillanter Mann: der prominente Mathematiker und Science-Fiction-Autor ist für seine Arbeit über die vierte Dimension bekannt und dafür, dass er einige mathematischen Schlüsselbegriffe geprägt hat, beispielsweise »Tesseract«. Nach seinem Abschluss am Balliol College in Oxford unterrichtete er an der Uppingham School, bis er nach seiner Verurteilung wegen Bigamie\* gezwungen war, eine neue Anstellung zu finden.

1893 trat er einen Lehrposten für Mathematik an der Princeton University an, wo er mit seinem brillanten Intellekt einem Problem nachging, das drängender war als das Vorantreiben wissenschaftlichen Fortschritts: dem müden Arm eines Baseball-Werfers. »Unter meinen Studenten hatte ich so manchen Aspiranten erlebt, der alle Bemühungen, es ins Schulteam zu schaffen, aufgeben musste, weil sein Arm ihn im Stich ließ«,

\* Zweifellos lässt sich dies darauf zurückführen, dass er unter einem polygamen Vater aufwuchs, der einmal zu Hinton's Mutter gesagt hatte: »Christus war der Retter der Menschheit, aber ich bin der Retter der Frauen, und ich beide ihn kein bisschen!«

schrieb er in einem Artikel für *Harper's Weekly* im Jahr 1897. Hinton beschloss, eine Wurfmaschine zu konstruieren, die beim Schlagtraining behilflich sein konnte.

Sein erster Entwurf war ein Katapult mit einer künstlichen Hand, um dem Ball den üblichen Effet zu geben, doch »versagte dieses Gerät völlig, was die Zielgenauigkeit anging«, und so kehrte er ans Reißbrett zurück. »An diesem Punkt«, schrieb er, »fiel mir ein, dass, wann immer Menschen eine Kugel schnell und präzise antreiben wollen, sie diese mit Pulver durch ein Rohr schießen. Dem Pfad der Geschichte folgend, beschloss ich nun, eine Kanone zu verwenden, mit einem Kaliber, das gerade ausreichend für einen Baseball war ...«

Das Gerät bestand aus einer Hinterlader-Gewehrmechanik, mit ausfahrbarem Kupferrohr, um unterschiedliche Geschwindigkeiten zu ermöglichen. Damit war der grundlegende Mechanismus festgelegt, doch für Hinton war die Maschine nur dann ein Erfolg, wenn sie den Bewegungsablauf des Werfers perfekt imitierte – was bedeutete, dem Ball einen Effet zu geben. Es wurden verschiedene Ideen erforscht, einschließlich des Versuchs, einen hochstabilen Stahldraht vor die Rohrmündung zu spannen, doch das hatte zur Folge, dass das Spielfeld mit todbringenden Metallsplintern übersät wurde.

Doch dann fand er die Lösung. »Die Kanone sollte Finger haben«, beschloss er. Kleine Gummipinzetten, die vor der Rohröffnung angebracht wurden, sollten den Ball bei seinem Abschuss leicht drehen, wodurch der gewünschte Effet zustande kam.

Eine erste Variante der Wurfkanone wurde auf ein Übungsfeld hinausgerollt. Doch bald schon traten mehrere inhärente Schwierigkeiten auf – das vorrangigste Problem war, dass die meisten Leute sich nicht gerne beschießen lassen. Die Kanone jedoch versetzte jeden Schlagmann in Angst und Schrecken: Der ungeheure Knall und die Geschwindigkeit des Projektils sorgten dafür, dass man sich jedes Mal instinktiv duckte. In dem Versuch, dem Abhilfe zu schaffen, wurde der Mann am Abzug angewiesen, dem Schlagmann das bevorstehende Kanonenfeuer anzukündigen, indem er vor dem Abschuss die Hand hob. Später wurde ein Draht vom Schlagmal zum Abzug der Kanone gespannt, wodurch der Schlagmann den Schuss selbst auslösen konnte, indem er auf die Platte trat, wenn er bereit war. Trotzdem war auch dies alles andere als ideal.

Ein anderes Problem war der Abschussmechanismus: Die Explosion des Schießpulvers führte dazu, dass die Lederoberfläche des Balls heiß wurde und daraufhin verhärtete, sodass er schon nach ein paar »Würfen« die Elastizität eines fliegenden Ziegelsteins hatte. Auch dauerte es seine Zeit, das Gerät neu zu laden, was sowohl das Tempo der Trainingseinheit als auch das der Wettkämpfe verlangsamte, bei denen es als großartige Neuheit angepriesen wurde. Das Gerät war seiner Zeit einfach zu weit voraus, und 1907 sah sich Hinton gezwungen, seine Niederlage einzugestehen. Seine Erfindung wurde aus dem Verkehr gezogen.

## BOXEN ZU PFERDE

Im frühen 20. Jahrhundert war einer der bekanntesten und Furcht einflößendsten Boxer im Weltergewicht ein 42-jähriger Afroamerikaner namens Bobby Dobbs. Als die Gelegenheiten zu Preiskämpfen in den USA rar wurden, ging Dobbs wie viele andere Boxer auch ins Ausland. Ausgestattet mit einem kraftvollen, aber auch geschmeidigen Körper, schmückte Dobbs seine faszinierende Karriere unter anderem damit aus, dass er sich Journalisten gegenüber älter machte, als er war. Nachdem er sich durch England geboxt hatte, beschloss er, sein Glück in Berlin zu versuchen. Preisboxen kam in Deutschland gerade groß in Mode, und Dobbs entfachte einen regelrechten Hype. Am 2. Dezember 1910 besiegte er seinen amerikanischen Landsmann Dick Green beim ersten großen Boxkampf, der in Deutschland ausgetragen wurde. Seinen landesweiten Ruhm machte er sich zunutze, um den Angloamerikanischen Boxclub in Berlin mitzugründen. Doch bald schon ließ die Begeisterung der Deutschen für den Sport nach und Dobbs sah sich gezwungen, nach neuen, aufsehenerregenden Wegen zu suchen, seinen Sport zu präsentieren. In Zusammenarbeit mit einem Trainer des Klubs, einem deutschstämmigen Engländer namens Joe Edwards, erfand er eine Sportart, die als »Boxen zu Pferde« bekannt wurde.



Dieser Wettbewerb fand im Jahr 1922 auf dem Gelände des Waffenarsenals an der Culver Road in Rochester, New York, statt.

Das Spiel wurde auf dieselbe Weise ausgeführt wie reguläres Boxen (bis auf die 450 Kilogramm schweren Tiere), gemäß den Queensbury-Regeln: Es wurde grob ein Ring markiert, in Zeitrunden gekämpft, Ringen und Klammern war verboten, und niemand außer dem Schiedsrichter durfte den Ring betreten. Ein Kämpfer wurde zum Verlierer erklärt, wenn er durch einen Fausthieb vom Ross geworfen wurde und nicht in der Lage war, innerhalb von zehn Sekunden wieder aufzusteigen. Die Männer kämpften mit bloßem Oberkörper und trugen, entsprechend den traditionellen Regeln, vier Unzen schwere Boxhandschuhe, was allerdings von Nachteil beim Halten der Zügel war. Dies war auch der Grund dafür, dass die einzelnen Runden nur aus sporadischen Zusammenstößen bestanden, denn die Streiter widmeten den Großteil ihrer Bemühungen der Herausforderung, die Pferde nebeneinanderher zu manövrieren. Die Pferde wiederum wurden nach ihrer Fluchtresistenz ausgewählt und trugen lederne Schutzkleidung.

Dobbs und Edwards stellten ihre Idee den Mitgliedern des Berliner Klubs vor, die – obwohl anfangs etwas verwirrt – sich dafür begeistern konnten. Unter den 369 weiblichen und männlichen Mitgliedern\* fand sich ein Kavallerieoffizier, der davon so angetan war, dass er seine Vorgesetzten darauf aufmerksam machte. Er wies darauf hin, dass es eine nützliche Übung der Kriegskunst sei. »Der neue Sport wird für berittene Soldaten in Zeiten des Krieges sehr nützlich sein, für den Fall, wenn sie ihre Waffen verlieren und auf natürliche Verteidigungsmittel zurückgreifen müssen.«

Die ersten Reaktionen waren so positiv, dass der Klub beschloss, eine öffentliche Darbietung zu veranstalten. Am 4. Juli 1912 diente Berlins Tiergarten, ehemals Jagdgebiet für die Herzöge von Brandenburg, als Schauplatz eines großen Boxkampfes zu Pferde. Unter denjenigen, die dem Spektakel beiwohnten, befanden sich Mitglieder der kaiserlichen Familie, der amerikanische Botschafter John G. A. Leishmania und hohe deutsche Kavallerieoffiziere. Sie alle feuerten die Kämpfer des Boxklubs an, während diese mit eingeschränkter Kontrolle auf dem Gelände herumgaloppierten.

Es ist bedauerlich für Dobbs und seinen Angloamerikanischen Boxklub, aber diese neue Form des Faustkampfes vermochte auf die Dauer weder öffentliche noch militärische Begeisterung zu entfachen, und obwohl er als Attraktion bei Messen und Zirkusveranstaltungen für kurze Zeit eine gewisse Popularität besaß, verschwand er bald wieder in der Versenkung. Dobbs kehrte nach Amerika zurück und verbrachte den Rest seines Lebens damit, Boxer zu trainieren. Er stieg bisweilen auch selbst in den Ring, auch wenn ihn die Veranstalter wegen seines hohen Alters nur zögerlich verpflichteten – ein Hindernis, das er überwand, indem er anonym als »The Masked Marvel« antrat.

\* Die etwa 70 weiblichen Mitglieder von Berlins Angloamerikanischem Boxklub scheinen besonders beeindruckend gewesen zu sein. Im Jahr 1912 berichtete die *New York Times*, dass »die Damen von hohem Stande sich kürzlich eine gewaltsame Auseinandersetzung mit der Berliner Polizei geliefert haben, die versuchte, ihre Boxpartien im öffentlichen Tiergarten zu unterbinden, und es heißt, dass sie den Sieg davontrugen«.



## JAGD MIT DER ENTENKANONE

Im 17. Jahrhundert galt für die Jagd mit Gewehren die Theorie, »je größer der Lauf, desto größer die Reichweite«, und die hergestellten Waffen spiegelten dieses Prinzip wider. Luntenschlossgewehre wurden immer größer, bis sie derart schwer wurden, dass sie sich nicht mehr tragen ließen und oft auf Wagen befestigt und von Pferden gezogen werden mussten. Zu jener Zeit hielt man es nicht für unsportlich, Vögel auch auf dem Boden zu erschießen, und so waren Waffen mit einem Kaliber, das groß genug war, um ganze nach Nahrung pickende Schwärme in die Luft zu sprengen, sehr gefragt. Die Länge des Gewehrlaufs variierte zumeist, konnte aber bis zu zweieinhalb Meter betragen.

Diese Riesenwaffen waren bis ins 18. Jahrhundert hinein in Gebrauch und wurden sogar in Kriegshandlungen miteinbezogen, bisweilen unter dem schönen Namen *amusette*. In einem Brief an George Washington vom 19. Mai 1776 schrieb General Charles Lee: »Ich statte mich auch mit Vier-Unzen-Amusetten aus, die eine höllische Reichweite haben; schon die Zwei-Unzen-Ausführung trifft ein halbes Blatt Papier aus 500

Yard Entfernung.« Die großen Gewehre wurden auch von Jägern geschätzt. Colonel Peter Hawker lobte die Tugenden des Riesenkalibers in seinen *Instructions to Young Sportsmen* (erstmal 1814 veröffentlicht), in einem Kapitel, das den erstaunlichen Titel »Geflügelartillerie« trägt. Doch vielleicht war einer der berühmtesten Befürworter des großen Gewehrs der im 19. Jahrhundert lebende Großwildjäger Sir Samuel White Baker. Er traf in Nordostafrika mit einer Waffe ein, die eine Sonderanfertigung von Holland & Holland war und der er den Kosenamen »Baby« gegeben hatte, während sie von seinen arabischen Dienern »Kanonenkind« genannt wurde. Babys verheerende Durchschlagskraft stand außer Zweifel, trotz eines Rückschlags, bei dem der Schütze das gleiche Schicksal erlitt wie »ein Wetterfähnchen in einem Hurrikan«.

Trotz der Popularität von Waffen dieser Größe war die Transportfähigkeit bzw. mangelnde Transportfähigkeit ein ständiges Problem: »Ich harre des Mannes, der etwas erfindet, mit dem man eines dieser Gewehre über unwegsames Gelände befördern kann«, schrieb Hawker. Als die großen Gewehre für die Wasservogeljagd eingeführt wurden, konnte man diese Hürde jedoch überwinden, indem man kleine Ruderboote verwendete, und schon bald wurden die Wildpopulationen durch einen Sport dezimiert, der im Englischen als *puntgunning*, als Jagd mit der Entenkanone, bekannt wurde.

Entenkanonen waren Ungeheuer. Manchmal wogen sie über 200 Pfund, mit Gewehrläufen bis zu einer Länge von drei Metern. Bei der optimalen Schussdistanz von 100 Yards dezimierte ein Schuss ganze Schwärme und füllte die umliegenden Gewässer mit toten Vögeln. Es war kein Sport, in dem es um Zielgenauigkeit ging. Angeschossene Vögel wurden mit einem regulären Gewehr erledigt. Mit der Entenkanone konnten an die hundert Vögel an einem Tag erbeutet werden. Sir Ralph Payne-Gallway berichtete über einen erfolgreichen Jagdausflug vor der holländischen Küste im Oktober 1889:

Wir gingen heute um 12 Uhr aufs Wasser und bis 3 Uhr hatte ich vier Schüsse abgegeben. Mit diesen vier Schüssen tötete ich nicht weniger als 132 Pfeifenten! Mit jedem Schuss wie folgt: 33, 14, 40, 45! Der dritte Schuss war ausnahmslos der beste, den ich je gemacht habe, und hätte ich noch besser gezielt, hätte ich wahrscheinlich 80 bis 100 Vögel erlegt!

Die Entenkanone war für gewöhnlich eine Zwei-Mann-Angelegenheit. Der Schütze lag in dem Boot auf dem Bauch, die Füße an die Seiten gestemmt, um den Rückstoß aufzufangen, das Gewehr ruhte auf dem Bug. Sein Gefährte hockte hinter ihm, padelte und lenkte das Boot in Reichweite der arglosen Opfer.

Doch hatte diese Sportart auch ihre Schattenseiten. Die niedrigen Boote waren der Witterung schutzlos ausgesetzt und kenterten oft. Im 19. Jahrhundert, als die Jagd mit Entenkanonen am populärsten war, erhöhten die Schützen die Pulverladungen auf bis zu zwei Pfund. Dadurch wurde der Rückschlag so groß, dass er manche gebrochene Schulter zeitigte. Anlass zu noch größerer Sorge war der Umstand, dass die mit schwe-

rer Munition geladenen Waffen vor dem Gesicht des Schützen explodieren konnten. Peter Hawker vermerkte im Februar 1818 in seinem Tagebuch, dass sein 43 Kilo schweres Gewehr auseinanderbrach und ihn in Brand setzte. Glücklicherweise konnte er das Feuer löschen, bevor es das Pfund Schießpulver in seiner Tasche erreichte. 1916 wurde der Sport in den Vereinigten Staaten verboten, und in England beschränkte der *Protection of Birds Act* (das Vogelschutzgesetz von 1954) die Entenkanonen auf ein bescheidenes Kaliber von 1 $\frac{3}{4}$  Zoll.



## JAGD MIT GEPARDEN

Die Jagd mit abgerichteten Großkatzen lässt sich bis zu den alten Ägyptern zurückverfolgen, die gezähmte Geparde als Haustiere hielten. Auch die Perser schätzten sie als nützliche Jagdgefährten, ein Brauch, der sich bis nach Indien verbreitete, wo er schließlich die Aufmerksamkeit der Briten erregte. Sowohl Dschingis Khan als auch Karl der Große hielten sich Jagdgeparde; Akbar der Große, von 1556 bis 1605 Herrscher über die Mongolen, nannte eine Menagerie sein Eigen, in der angeblich über 1.000 Geparde gehalten wurden. Es heißt, auch die Kreuzritter kamen irgendwann auf den Geschmack, und Georg III. erhielt vom Gouverneur von Madras einen Jagdgepard geschenkt, ein Ereignis, das von George Stubbs in seinem Gemälde *Gepard mit zwei indischen Dienern und einem Hirsch* (ca. 1765) verewigt wurde. In historischen Dokumenten ist der Unterschied zwischen Geparden und Leoparden oft unklar; tatsächlich ließen sich beide leicht zähmen und zum Zwecke der Jagd abrichten. Kaiser Leopold I. war ein großer Liebhaber der Jagd mit Leoparden; er hatte zwei der Raubkatzen von einem Sultan geschenkt bekommen und ging regelmäßig mit ihnen auf die Jagd. Wie alle anderen Tiere in der außerhalb von Wien gelegenen kaiserlichen Menagerie wurden auch sie getötet, als der ungarische Graf Karolyi die Gegend mit 4.000 Männern in Schutt und Asche legte.

Die Methoden zum Zähmen und Abrichten von Jagdtieren änderten sich im Verlauf der Jahrhunderte kaum gegenüber jenen der alten Ägypter. Die Tiere trugen eine Le-

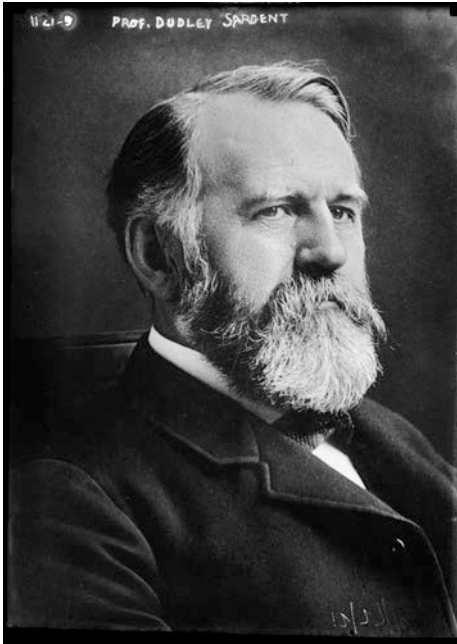


derkappe, die nur entfernt wurde, wenn der Trainer ihnen einen Brocken Fleisch gab. So fassten die Tiere Zutrauen und kamen immer wieder zurück. Jedes Tier hatte einen eigenen Käfig und einen eigenen Pfleger. Obwohl sie ausgezeichnete Jäger sind, neigen Geparde dazu, das Interesse an der Beute zu verlieren, wenn sie nicht sofort erfolgreich sind. Aus diesem Grund blieben sie, die Augen mit der Kappe bedeckt, in ihrem mobilen Käfig, bis die Beute gesichtet war. Dann wurden sie so nahe wie möglich herangerollt und freigelassen. Ein Mitarbeiter des *The Young Gentleman's Book* schrieb 1832:

Es ist höchst interessant zu beobachten, wie ihr suchender Blick das Opfer findet und sich an ihm festheftet. Eine schier unglaubliche Zielstrebigkeit scheint aus jedem Muskel zu sprechen, während der Leopard an seiner Leine zerrt, bis er losgelassen wird und hinunterspringt ... Sie stellen unter Beweis, wie geschult sie sind, indem sie vornehmlich Rehböcke herausuchen, wofür sie mit einer Keule belohnt werden – während sie bei einem Reh nur die Leber bekommen. Nur wenn ihnen ihre Belohnung ins Maul geschoben wird, lassen sie von ihrer Beute ab



»Jagd mit abgerichteten Geparden«, Stich aus dem frühen 17. Jahrhundert von Philip Galle nach einer Vorlage von Jan van der Straet.



Dr. Dudley Sargent

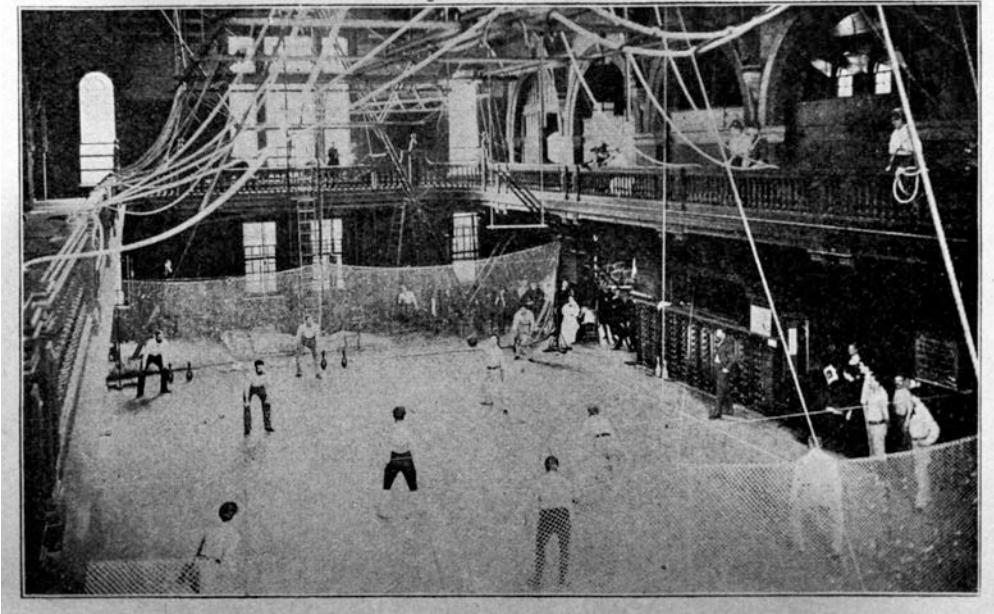
## KAMPFBALL

Der Amerikaner Dr. Dudley Sargent war ein Pionier auf dem Gebiet der allgemeinen Gesundheitsförderung. 1881 gründete er die Sargent School of Physical Training in Cambridge, Massachusetts, um Sportlehrer auszubilden. Sie stand zunächst nur Frauen offen, doch wurden im Jahr 1904 auch Männer zugelassen. Sargent, ein Mann des Fortschritts, räumte mit der viktorianischen Vorstellung auf, Frauen würden ständig Gefahr laufen, ohnmächtig zu werden; die Damen konnten sich bei ihm kleiden, wie sie wollten, und wurden nachdrücklich dazu ermutigt, an den verschiedenen, recht anspruchsvollen Leibesübungen teilzunehmen. Diese bestanden meistens aus gymnastischen Aktivitäten, aber auch aus einem besonderen

Sport, den Sargent im Jahr 1884 erfunden hatte: Kampfball (*battle-ball*).

Die damals große Popularität von Leichtathletik und die Erkenntnis, dass Leistungstraining immer wichtiger wurde, veranlassten den Doktor dazu, auch andere Aktivitäten in seinen Unterricht mit einzubeziehen. Doch es gab ein Problem: »Wenn wir uns eine Liste von Sportarten ansehen, die den Bedürfnissen der allermeisten Sporttreibenden entspricht, stellen wir fest, dass sie äußerst begrenzt ist«, schrieb er damals in einem Pamphlet. Jede Sportart schien ihm einen gewichtigen Makel zu haben: Baseball und Football brauchten viel Platz, und es dauerte seine Zeit, bis man die nötigen Fertigkeiten erlangt hatte. Und Tennis wurde als Sportart angesehen, die unverhältnismäßig viel Zeit in Anspruch nahm.

So beschloss er, seinen eigenen Sport zu erfinden, und stellte eine Liste auf, welche Anforderungen dieser zu erfüllen hatte. Er sollte interessant sein, um anhaltende Begeisterung zu gewährleisten, und dynamisch, um Durchblutung und Atmung zu fördern. Er sollte in einer Halle gespielt werden können, er sollte einfach zu erlernen sein und so viele Teile des Körpers in Anspruch nehmen wie möglich. Als Ergebnis wurde »Kampfball« geboren – »ein Spiel, das Merkmale von Bowling, Baseball, Cricket, Fußball, Handball und Tennis in sich vereint«. Die Regeln sind so zahlreich und kompliziert, dass sie eine Ausbildung in Buchhaltung erfordern, doch im Wesentlichen verwendeten die gegnerischen Teams eine Reihe vorgegebener Manöver, um im Verlauf mehrerer Spielabschnitte einen Football an ihren Gegnern vorbei (oder zwischen ihnen



Ein Kampfballspiel in Aktion. Aus D.A. Sargents Band *The Battle-ball Rulebook* von 1894.

hindurch) und über ihre Ziellinie zu schleudern, ohne jemals die ultimative viktorianische Sünde des Körperkontakts zu begehen.

Auch wenn es ein gut gemeinter Versuch war, es gelang der Sportart nie, das erhoffte Maß an Begeisterung zu erwecken, vielleicht weil es theoretisch überkonzipiert war und den einzelnen Spielelementen kein Leben eingehaucht werden konnte. Nachdem er das Regelbuch des Spiels veröffentlicht und eine Kampagne lanciert hatte, um es in den Lehrplan benachbarter Colleges aufnehmen zu lassen, gab Sargent den Sport auf und brachte seinen Studentinnen stattdessen Feinheiten deutscher und schwedischer Gymnastik bei.

## WASSERFALLREITEN

Jede Sekunde strömen etwa 28 Millionen Liter Wasser die drei zwischen der kanadischen Provinz Ontario und dem amerikanischen Staat New York gelegenen Niagarafälle hinab. Als sich im 18. Jahrhundert in Amerika der Tourismus zu entwickeln begann, waren die Niagarafälle ein beliebtes Ziel und entwickelten sich zur Haupteinahmequelle der Region. Doch zwischen den Touristen und Jungvermählten, die dorthin pilgerten, befand sich auch eine völlig andere Spezies, die mit Sightseeing nichts am Hut hatte: der Draufgänger.

Die berühmtesten Draufgänger jener Zeit waren Drahtseilkünstler, auch »Funambulisten« genannt, die sich in Ausübung ihres Sports vollständiger Regellosigkeit erfreuten. Der meistgefeierte Drahtmann war Jean François Gravelet, in Amerika als »The Great Blondin« bekannt, der am 30. Juni 1856 auf einem 335 Meter langen Seil erstmals die Niagarafälle überquerte. Dieses Kunststück absolvierte er in jenem Sommer acht weitere Male. Die Schlagzeilen waren ihm aber erst sicher, als er bei einer weiteren Überquerung seinen Manager Harry Colcord Huckepack nahm. Blondin wurde weltweit als Held gefeiert, und sein Ruhm inspirierte viele andere Drahtseilkünstler, darunter Samuel Dixon, Clifford Calvery, Henry Bellini und Stephen Peer. Die Geschichte von Letzterem ist besonders interessant. 1873 arbeitete er als Assistent von Bellini und half diesem bei den Vorbereitungen. Wer weiß, ob ihn dabei der Abenteuergeist packte, jedenfalls beschloss Peer, es selbst einmal zu versuchen, und als sein Meister ihm gerade den Rücken zuehrte, ging er unter dem Jubel der Zuschauer auf das Drahtseil hinaus. Bellini war entrüstet, dass ihm die Show gestohlen wurde, und wollte das Seil kappen. Mehrere Schaulustige rangen den Funambulisten zu Boden, und Peer konnte seinen Gang vollenden – wobei sein Ruhm denjenigen seines ehemaligen Arbeitgebers überstrahlte. Seinen letzten Gang über das Seil unternahm er am 22. Juni 1887, drei Tage später wurde sein Leichnam am Ufer des Niagarafalles gefunden, unter dem Drahtseil. Offenbar war sein berauscher Abenteuergeist durch berauschende Getränke ersetzt worden, und Peer hatte nach einer durchzechten Nacht versucht, aufs Seil zu gehen, und war bei seinen ersten Schritten in den Abgrund gestürzt.

Am Fuße der Wasserfälle loderte unterdessen der aquatische Wagemut auf. Männer sprangen in die Strudel des Niagarafalles, um die Gewässer zu durchqueren und ein großzügiges Preisgeld einzuheimsen. Captain Matthew Webb, ein britischer Meisterschwimmer, der 1875 als erster Mensch den Ärmelkanal durchquerte, tauchte im Jahr 1883, obwohl es ihm nicht gelungen war, einen Sponsor für das Unternehmen zu finden, zuversichtlich in die Stromschnellen, nachdem er alle Warnungen, dies sei reiner Selbstmord, geflissentlich ignoriert hatte. Sein Leichnam wurde vier Tage später gefunden, flussabwärts in Lewiston, New York. Robert Watson schrieb später über seinen



Manche Leute begehen ihren 63. Geburtstag im Kreise der Familie. Annie Edson Taylor hingegen fasste den Entschluss, die Niagarafälle in einer Tonne hinunterzureiten – jedoch erst nachdem sie ihre Katze vorgeschickt hatte.

Freund: »Sein Ziel war nicht Selbstmord, sondern Geld und unvergänglicher Ruhm.« Neben den Schwimmern gab es auch die Tonnenreiter. Carlisle Graham, ein englischer Küfer, war 1886 der erste Mensch, der sich in ein Fass einschließen und in die schäumenden Fluten werfen ließ – und überlebte. Umgehend kündigte er an, seine Leistung verbessern zu wollen, und so fuhr er noch einmal in einem Fass die Stromschnellen hinunter, diesmal ungeschützt, mit herausgestrecktem Kopf. Wundersamerweise überlebte er auch dies, wenn auch unter dem völligen Verlust seines Gehörs. 1901 überredete er seine Freundin Maud Willard zu einem Joint Venture – sie sollte in dem Fass die Stromschnellen hinunterfahren, dann wollten sie zu zweit nach Lewiston schwimmen. Bedauerlicherweise beschloss Maud, noch einen Passagier mitzunehmen: ihren Foxterrier. Als die Reise begann, geriet der Hund in Panik und versuchte verzweifelt, sich aus dem Fass zu befreien, wobei er aber lediglich mit seiner Schnauze das Luftloch verstopfte. Das Fass tanzte mehrere Stunden lang in den Fluten herum, bevor es geborgen werden konnte, doch da war die arme Maud bereits erstickt.

Als sich das 19. Jahrhundert dem Ende zuneigte, nahm die Anzahl der Tonnenreiter beständig zu, doch noch hatte niemand die größte Herausforderung angenommen: sich über den Rand der Niagarafälle in die Tiefe zu stürzen. Jedermann hielt dies für glatten Selbstmord, und so bedurfte es einer Frau, um sie eines Besseren zu belehren. 1901 beschloss eine Lehrerin namens Annie Edson Taylor, dass sie am 24. Oktober des Jahres, ihrem 63. Geburtstag, den Sprung wagen würde.

Taylor war überzeugt, dass ihr Tonnenritt über die Horseshoe Falls (ein Abgrund von etwa 45 Meter) ihr genug Geld einbringen würde, um der Einlieferung ins Armenhaus zu entgehen. Und so bereitete sie mit der Hilfe eines Impresarios namens Frank M. Russell, der sie als »Heldin der Niagarafälle« präsentierte, das Ereignis vor. Es wurde eigens eine 1,40 m hohe Tonne für sie hergestellt. Darin befanden sich Haltegurte, eine Matratze als Polster und ein Eisenamboss, um das Ganze zu stabilisieren. Nachdem ein Luftloch gebohrt worden war, beschloss man, einen Testlauf mit einem lebenden Passagier zu machen. Es gab jedoch wenig Aussicht, einen Freiwilligen zu finden, und so wurde die Ehre Mrs. Taylors Katze, Iagara, zuteil. Das Tier überlebte die Reise, ziemlich durchgeschüttelt, aber körperlich unversehrt, und so wagte auch sein Frauchen, den letzten Schritt zu tun.

Während sie sich in der Tonne an ihr herzförmiges Glückskissen klammerte, wurde das Gefäß, das mit einer Fahrradpumpe bestückt war, um den Druck auszugleichen, mit Schrauben versiegelt und in ein kleines Ruderboot gesetzt. Fass samt Reiterin wurden mit einem großen Platscher über Bord geworfen, etwas nördlich von Little Grass Island. Die Tonne schwamm aufrecht, als sie auf den Abgrund zutrieb und dann hinabstürzte. Dreißig Minuten später erreichten ihre Helfer unten die Tonne und zogen sie ans Ufer. Der Deckel wurde aufgeschraubt und man fand Taylor lebend vor, unter Schock zwar, aber nur mit geringfügigen Prellungen und Schnittwunden. Ihre ersten Worte, als sie der Tonne entstieg, waren: »Ich habe jede Sekunde gebetet, außer als ich

bewusstlos war.« Nachdem man ihre Wunden versorgt und ihr einen Drink gereicht hatte, wurde sie von den Vertretern der Presse gefragt, wie es gewesen sei. Sie erwiderte: »Noch mit meinem letzten Atemzug würde ich jeden davor warnen, sich dieser Herausforderung zu stellen ... Lieber würde ich den Kopf in die Mündung einer Kanone stecken, wohl wissend, dass sie mich in Stücke reißen wird, als noch einen zweiten Ritt über die Niagarafälle zu wagen.«

Letztendlich verdiente Taylor sehr wenig Geld mit ihrer tollkühnen Aktion. Ihr Manager Russell verschwand mit der Tonne, und sie gab einen beträchtlichen Teil der Einnahmen dafür aus, Privatdetektive anzuheuern, um sie wiederzufinden. Die restlichen Jahre verbrachte sie damit, ihren eigenen Souvenirstand zu betreiben, für Fotos zu posieren und sich als Wahrsagerin anzudienen.

Andere versuchten, ihr nachzueifern, allerdings mit unterschiedlichem Erfolg. 1911 überlebte ein Brite namens Bobby Leach den Ritt, obwohl er 23 Wochen im Krankenhaus verbrachte, um sich davon zu erholen. (Nach einer vollständigen Genesung verstarb er während einer Vortragsreihe in Neuseeland, als er auf einer Apfelsinenschale ausglitt.) Ein anderer Engländer, Charles Stephens mit Namen, stürzte sich am 11. Juli 1920 in den Abgrund. Beim Aufprall schoss sein Körper glatt durch den Boden der Tonne; von ihm wurde nur ein Arm gefunden. Seit Annie Taylor erstmalig bewiesen hat, dass es möglich ist, die Niagarafälle in einem Fass hinunterzureiten, sind zwanzig Personen ihrem Beispiel gefolgt. Fünfzehn davon haben überlebt.